

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 32 (1952-1953)
Heft: 5

Artikel: Die Schwyzer im Frühling 1798 : Vordruck aus der demnächst im Atlantis Verlag Zürich erscheinenden Erzählung "Ehrenhafter Untergang"

Autor: Inglin, Meinrad

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHWYZER IM FRUHLING 1798

Vorabdruck aus der demnächst im Atlantis Verlag Zürich erscheinenden Erzählung «Ehrenhafter Untergang»

VON MEINRAD INGLIN

I.

Im Frühling 1798, als französische Truppen schon halb Europa bezwungen hatten, in die uneinige, schlecht gerüstete Eidgenossenschaft eingedrungen waren und gegen ihren ältesten Kern vorrückten, um auch ihn im Namen der Freiheit mit oder ohne Gewalt der neuen helvetischen Verfassung gefügig zu machen, schrie an einer Schwyzer Landsgemeinde ein zornig aufflammender Bauer: «Genug verhandelt! Wir müssen die Franzosen sofort angreifen und zum Teufel jagen. Der Franzosengeneral, der nicht halten will, was er versprochen hat, ist ein wortbrüchiger Schuft. Also was noch? Ist da einer im Ring, der die neue Verfassung schlucken möchte? Oder steht so einer etwa da oben vor uns?» Während er damit andere, die sich rufend und redend bemerkbar machten, mit der Kraft seiner Stimme überschrie, drängte er zugleich durch dicht stehende Männer in die gelockerte Mitte der dreitausend Versammelten und zeigte mit geschüttelter Hand und gestrecktem Finger auf den Landammann Alois Weber, der von der Tribüne herab die stürmisch ausartende Landsgemeinde noch immer zu leiten versuchte. «Wollen etwa», fuhr er mit bissigem Hohne fort, «die gnädigen Herren und Oberen selber unsere uralte eigene Freiheit gegen die windige neue austauschen? Unsere Religion abschaffen, die Grenzen aufheben und den Kanton in dieser einen und unteilbaren Republik ertränken? Ich frage nur, aber ich frage nicht ohne Grund...».

«Der Herr alt Landammann Carl Reding verlangt das Wort», unterbrach Weber den vorlauten Frager, der das Wort eigenmächtig ergriffen hatte. Er konnte dem Genannten aber nicht zur Rede verhelfen, das Volk forderte von ihm, dem regierenden Landammann, lärmend Antwort auf die gestellten Fragen. Ergrimmt, doch beherrscht, mit einem verschmitzten Zug um den schmalen Mund, stand er auf der Tribüne, einer einfachen Holzbühne am Südrand des kreisförmigen, ringsum leicht ansteigenden Rasenplatzes, und wartete umsonst auf Ruhe. Gewölk zog über den Himmel hin, ein launischer Aprilwind durchwühlte das junge Laub der mächtigen Roßkastanien, die den Platz umgaben, und unter diesem Himmel, diesen Bäumen,

wo man von jeher ohne Maulkorb zu reden gewohnt war, brauste mit Flüchen, flatternden Händen und zuckenden Gesichtern eine Erregung, die ihn eher wegspülen als sich an seinem Abwarten brechen konnte. Er sprach, über das Geländer hinab gebeugt, flüchtig mit zwei Ratsherren, blickte nach andern aus, die seine Meinung kannten und teilten, trat an den Tisch zurück und ließ voller Ungeduld den Landschreiber Ulrich die daliegenden Papiere durchsuchen. Er bekam das verlangte Schriftstück, bewegte es unwirsch verweisend gegen die Gemeinde und begann in den Lärm hineinzureden.

«Die neue Verfassung, die man uns aufzwingen will, gefällt uns so wenig wie euch», rief er, als der Lärm abflaute. «Wenn aber die hochwürdigen Herren vom Priesterkapitel hier erklärt haben, sie sei mit unserem katholischen Glauben nicht vereinbar, so muß um der Wahrheit willen dagegen doch gesagt werden, daß nach ihrem Wortlaut unsere heilige Religion nicht soll angetastet werden...».

«Der Wortlaut lügt!» tönte es aus dem Ring.

«Im übrigen», fuhr der Landammann fort, «erinnere ich an unser Sendschreiben vom März, das die hier anwesenden Herren Büeler, Abyberg, Castell und Mettler dem französischen General persönlich unterbreitet haben und das unsere Gesinnung ausdrückt, wie sie noch heute ist. Wir haben darin unsere Erwartung ausgesprochen...». Er stockte einen gefährlichen Augenblick lang, fand aber die Stelle im Schreiben noch rechtzeitig und las mit erhöhter Stimme: «... daß die französischen Truppen unser Gebiet nicht betreten werden und daß das französische Direktorium nicht gesinnt sei, die Religion, die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Verfassung unserer demokratischen Stände zu stören, eine Verfassung, die wir alle wie eine gute Mutter lieben, die uns seit Jahrhunderten glücklich machte, eine Verfassung, welcher die Souveränität des Volkes und das Menschenrecht in all ihrer Reinheit und Kraft zugrunde liegen...».

Das Volk hatte den Landammann nur murrend angehört und fuhr ihm mit gehäuften Zurufen immer unwilliger über den Mund: er solle keine Ausreden erfinden, das Sendschreiben habe ja nichts genützt, das sei überholt und abgetan, man wolle wissen, ob der Rat die anrückenden Franzosen mit Bücklingen oder mit den Waffen zu empfangen gedenke.

Wieder meldete sich mit gestrecktem Arm der alt Landammann Carl Reding, kam im Ring aber nicht zum Wort und stieg kurzerhand auf die Bühne. Gelassen wandte er sich dem Volke zu, ein vornehmer, weltkundiger Herr von dreiundvierzig Jahren, ein erfahrener Staatsmann mit einem klar durchgebildeten, klugen Gesicht, auf dem jetzt aus zwei schrägen Falten grimmig verhehlter Spott

den schmalen Mund umzuckte. Er hielt eine Pergamentrolle in der Rechten, trommelte damit leise in die geöffnete Linke und ließ es darauf ankommen, ob man seine Meinung hören wollte oder nicht. Als die Zurufe verstummten, begann er, ohne die Stimme zu heben, doch deutlich und weithin vernehmbar: «Es ist unter Umständen ehrenhaft, für seine höchsten Güter Leib und Leben einzusetzen, aber so blindlings, wie ihr jetzt drauflos gehen möchtet, haben unsere Ahnen nie gehandelt. Ich habe als Vertreter des Standes Schwyz in Bern die Entwicklung der Dinge verfolgt und halte es für meine Pflicht, euch noch einmal zu sagen, wie es steht. Die Staaten, die mit wohlgerüsteten Armeen das revolutionäre Frankreich angegriffen haben, viel größere und stärkere Staaten als wir, sind unterlegen. Frankreich hat Holland und Belgien an sich gefesselt, den Preußen die linksrheinischen Länder weggenommen, in Italien jeden Widerstand gebrochen und Österreich seinen Willen aufgezwungen; es hat den Graubündnern das Veltlin, Bormio und Chiavenna entrissen, in Basel und in der Waadt den Umsturz herbeigeführt, Solothurn und Freiburg eingenommen, Bern bezwungen. Es haben vor seiner Übermacht insgesamt schon zehn Kantone kapitulierend die neue Verfassung angenommen, zuletzt vor unserer Nase noch Luzern und Obwalden, jetzt droht die Übermacht wie eine Lawine über uns herzufallen, wenn wir uns zum Widerstand versteifen sollten...».

Erbitterte Rufe unterbrachen ihn: «Der hält es ja mit den Franzosen. Der will das eigene Volk verraten».

Der alt Landammann schlug die Pergamentrolle auf und begann mit erst jetzt gehobener Stimme zu seiner Verteidigung Beweise vorzulesen, daß die saumseligen Schwyzer rechtzeitig durch ihn vor den Franzosen gewarnt worden und nur auf seine wiederholten Mahnungen hin den Bernern zu Hilfe gezogen seien. Er drang aber nicht mehr durch, schüttelte den Kopf und wollte, nun seinerseits erbittert, die Bühne verlassen, als ein bekannter, angesehener Bauer die Stufen herauf ihm mit so wütender Miene entgegenstürzte, daß er befremdet wieder zurücktrat.

Dieser grauhaarige, sonst maßvolle Mann brachte mit wenigen Worten den Lärm zum Verstummen. Ein Blatt Papier in der Rechten, rief er wie außer sich: «Das ist alles nur bloßes Gerede. Was unser Wille ist, das haben wir hier aufgeschrieben, und das wird jetzt bei Gott und allen Heiligen beschworen, ob die Herren einverstanden sind oder nicht». Er las eine Eidesformel vor und verlangte vom Volk den Schwur.

Landammann Weber wollte bei aller Verlegenheit die Zügel nicht aus den Händen verlieren und fragte, um jedenfalls der Form zu genügen, ob jemand etwas dagegen einzuwenden habe, daß geschworen werde.

Niemand meldete sich, es schien ganz nutzlos, gegen den offenbaren Willen der großen Mehrheit noch etwas einzuwenden. Alle Männer zogen den Hut ab, und die im inneren Kreise sitzenden Alten erhoben sich. Der Bauer forderte das Volk auf, die Worte zu wiederholen, die er versprechen werde, und den Schwur zu leisten. Er hob feierlich die Rechte empor, und schon streckten auch die Männer im Ring den Arm auf. «Gott allein sei unser Herr, wir dienen keinem andern», begann der Bauer. «Wir wollen für Religion, Freiheit und Vaterland Leib und Leben, Gut und Blut aufopfern. Wir wollen lieber als katholische Christen und freie Schwyzer sterben als unseren Kindern ein fremdes Joch aufladen». Die Männer sprachen, mit den drei Schwur fingern zum Himmel zeigend, Satz für Satz nach, und ihre Gesichter waren finster vor Ernst. In die Stille nach dem Schwur drang das stete Rauschen der Muota, die mit dem Schneeschmelzwasser der Berge aus der nahen Schlucht vorbrach und dicht am Ring vorbei in den Schwyzer Talboden hinausfloß. Der Bauer stieg von der Bühne herab.

Jetzt begann das erregte Volk wieder durcheinanderzureden, und Landammann Weber, der von Ratsherren und Offizieren umringt wurde, unternahm eine Weile nichts dagegen. Auch alt Landammann Carl Reding stand noch auf der Bühne und überblickte in einer bitteren Erschütterung das ihm doch so wohlvertraute, aus bekannten Bauern, Handwerkern und Soldaten zusammengewachsene Mannenvolk, das sonst in Rat und Tat einen unbestechlichen Sinn für das Wirkliche, Mögliche, Zweckmäßige bewies und sich jetzt wider jede vernünftige Überlegung darauf versteifte, einen Bergsturz aufzuhalten. Zornig verachtend blickte er auf den Landammann und die Ratsherren, die mit dem Entschluß zur Annahme der helvetischen Verfassung hieher gekommen waren und, statt offen ihre bessere Einsicht zu verfechten, sich vom führerlos gewordenen Volk überrumpeln ließen. Ihm selber schien nichts übrig zu bleiben, als von einem Schauplatz abzutreten, wo man ihn ungestraft Verräter nennen durfte, und die Fäden einer vielleicht noch möglichen Vermittlung heimlich zu spinnen. Er sah voraus, daß die Regierung ihrerseits nicht abtreten, sondern sich den Anschein geben würde, daß sie auch weiterhin führe, während sie nur noch versuchen konnte, das ungestüm drängende Volk an schon halb gerissenen Zügeln zurückzuhalten.

Er verließ die Bühne und war kaum im Gedränge untergetaucht, als Landammann Weber um Gehör bat und einen seiner engsten Gesinnungsfreunde zum General vorschlug: «Da der Krieg mit den Franzosen nun beschlossen ist, muß ein oberster Befehlshaber ernannt werden».

Er wurde von jungen Männern unterbrochen, die als Soldaten

in Spanien gedient hatten. «Wir haben schon einen», riefen sie und nannten den Landeshauptmann Aloys Reding, der sie auf dem Hilfszug nach Bern geführt hatte.

«Der Herr Landeshauptmann von Reding befehligt unsere Schwyzer Truppen», entgegnete Landammann Weber. «Wir können aber nur mit Hilfe von Uri, Nidwalden, Zug, Glarus und andern Orten Krieg führen. Den Oberbefehl über sämtliche Truppen muß der ranghöchste Offizier ausüben. Wir sind in der glücklichen Lage, einen Mann vorschlagen zu können, der als General alle nötigen Eigenschaften besitzt und bereit ist, noch heute persönlich vor der Landsgemeinde zu erscheinen. Es ist Herr Oberst Paravicini von Glarus, ein erfahrener, hochangesehener...». Er rühmte ihn noch weiter, wurde im Ring aber schon nicht mehr verstanden.

Diesmal lärmten Männer, die den hohen Gast aus dem Nachbarkanton in vertrautem Verkehr mit den unsichersten Schwyzer Herren beobachtet und ihn zu ihrem Mißfallen jetzt als Zuhörer da hinten auf dem Flußdamm bemerkt hatten. Sie riefen ihm Beleidigungen zu, die Soldaten schlugen wieder den Landeshauptmann vor, und Landammann Weber beeilte sich, den mißglückten Schachzug durch einen neuen Antrag wettzumachen. Er wünschte die Führung des Krieges einem besonderen Rate kriegserfahrener Männer zu übertragen und begann, als er Zustimmung fand, Vorschläge entgegenzunehmen. Bei diesem Wahlgeschäft trat eine hoffnungslose Zersplitterung erst recht zutage, aber der Landeshauptmann, ein Ratsherr, ein Major und drei Hauptleute wurden gewählt und mit hoher Befehlsgewalt ausgestattet.

Das Volk gab seinen leidenschaftlichen Wehrwillen durch weitere Beschlüsse kund und machte sich spät nach allen Richtungen auf den Heimweg. Der Landammann, die Ratsherren, der Schreiber und der Weibel im roten Mantel zogen mit fünfzehnhundert Männern über die Muota nach Schwyz hinauf, doch nicht zu Trommeln und Pfeifen wie von jeher, sondern laut betend, mit einem hohen Kreuzifix an der Spitze. Vom mächtigen Hause der Herren Reding am Eingang des Dorfes schimmerten drei bleiche Dachgiebelstirnen aus der Abenddämmerung dem Zug entgegen, im Turm der Pfarrkirche begannen alle Glocken zu läuten, und durch die Kirchenfenster schwankte Kerzenlicht; nur auf dem rötlichen Gipfel der ungeheuren Felspyramide, hoch im Hintergrund über dem Dorfplatz, lag noch ein Widerschein des Tages. Das feierlich erhitzte Landsgemeindevolk betete wie in einer Prozession auch über den Dorfplatz hinauf den Rosenkranz, aber im selben marschmäßig drängenden Schritt wie auf dem ganzen Heimweg, so daß die zuschauenden Frauen sich darüber wunderten und bang schon alles ahnten, eh sie es erfuhren.

II.

Am selben Abend traten nach der ersten Zusammenkunft des Kriegsrates zwei der gewählten Mitglieder, Major Bellmont und Ratsherr Städelin, gegen zehn Uhr aus dem Rathaus. Sie wurden von jungen Männern angerufen, die mit einer brennenden Laterne vom unruhig belebten Platz her liefen und zu erfahren begehrt, was der Kriegsrat beschlossen habe. Major Bellmont verweigerte die Auskunft und drängte unwirsch weiter, wurde aber umringt und festgehalten. Ratsherr Städelin erklärte beschwichtigend, sie seien zu keiner Auskunft ermächtigt, aber der Landeshauptmann werde gleich herauskommen. Mit Mühe machten sie sich los und gingen schweigend die dunkle Strehlgasse hinab.

«Da haben Sie's!» warf der Major nach einer Weile hin. «Je mehr man den Leuten nachgibt, um so frecher und anmaßender benehmen sie sich. Jetzt, nachdem sie glücklich bei Gott und allen Heiligen geschworen haben, dürften sie unausstehlich werden. Und wir haben die Ehre, ihrem kurzsichtigen Heldenmut Vorspann zu leisten».

«Aber wir beide hatten nichts dagegen, als man uns in den Kriegsrat wählte, Herr Major», erwiderte Städelin.

«Dafür werden wir es in der Hand haben, uns mit einem der französischen Generäle oder mit Schauenburg selber zu arrangieren...».

«Was sagst du da?» fragte aus der Dunkelheit drohend eine scherbige Stimme, und schon fühlte der Major sich an den Armen gepackt.

Er gab dem Unbekannten einen Stoß vor die Brust, sah noch flüchtig sein mageres, bleiches Gesicht und wunderte sich, wie lautlos er wegtaumelte.

Ratsherr Städelin rief eine Warnung in die Dunkelheit und begleitete den Major der hohen Mauer des Klostergartens entlang bis zum Acherhof, dem herrschaftlichen Sitz des Landammanns Weber, dann kehrte er um.

Major Bellmont ging auf das schmiedeiserne Gittertor zu, hinter dem aus einer Pechpfanne beim Brunnen eine rauchige Flamme den Hof erhellte, und versuchte das Tor aufzustoßen, da starrte ihm jemand von der Seite her aus tiefliegenden Augen ins Gesicht. Er erkannte, um Handbreite zurückweichend, im Schein der Flamme denselben Burschen, der ihn schon vorhin belästigt hatte, auch sah er ihn gegen die dunkle Klostermauer hin gleich wieder lautlos weglaufen und bemerkte nur noch, daß er barfuß war.

Ein Diener kam auf seinen Ruf ans Tor, öffnete es und führte ihn hinauf in den Saal. Man erwartete ihn, aber bei seinem Eintritt

sah es nicht danach aus. Unter einem Leuchter mit brennenden Kerzen war zwischen fünf Herren ein halb bedrücktes, halb zorniges Gespräch im Gang; zwei saßen am Ende eines Tisches, zwei standen, der fünfte, Landammann Weber, nickte dem Ankommenden zerstreut zu, schob ihm einen Fauteuil zum Tisch und begann verstimmt durch den nur halb beleuchteten, dunkel getäferten Saal zu wandern. Major Belmont hatte sogleich seiner Entrüstung über die neuesten flegelhaften Sitten Luft machen wollen, aber beim Anblick der Herren, die ihn kaum beachteten, schob er es auf und blieb in der Haltung des überlegenen Zuhörers ruhig stehen, ein sechsundvierzigjähriger, mittelgroßer, strammer Mann mit schmalen Lippen und kühlen Augen.

«Die Frage des Oberbefehls ist nicht abgeklärt», rief einer der Herren, alt Landammann Schuler, der Vorgänger Webers im höchsten Amte.

«Und konnte an dieser Landsgemeinde auch nicht abgeklärt werden», ergänzte Weber, der in seiner schwarzen Landammannstracht mit dem weißen Kragen unruhig aus dem Hintergrund kam.

«Ja was machen wir jetzt? Man kann doch Herrn Oberst Paravicini nicht zumuten, ein Kommando unter dem jungen Reding zu übernehmen».

«Ich finde es merkwürdig, daß Aloys Reding zu dieser Frage an der Landsgemeinde geschwiegen hat», sagte ein anderer alt Landammann, Jütz, der Vorgänger Schulers. «Er hätte mindestens den Vorschlag von Landammann Weber unterstützen müssen».

«Meine Herren», rief Oberst Paravicini selber, «ich habe persönlich nichts gegen den jungen Reding. Er hat sich in Spanien als tapferer Mann bewährt. Übrigens ja selbstverständlich. Und die spanische Pension als Oberstleutnant wird er nicht ohne Grund beziehen. Aber das Volk hier ist ja maßlos verhetzt, und zwar offenbar von geistlichen Herren...».

«Nicht nur von geistlichen Herren!» rief Schuler. «Die hochwürdige Geistlichkeit ist sehr geteilter Meinung...».

«Aber jedenfalls darin einig», unterbrach ihn der Oberst, «daß ein reformierter General nicht geeignet ist, den katholischen Glauben zu verteidigen, um das klipp und klar zu sagen. Aber was liegt mir schließlich daran, eine Truppe zu führen, die kein Vertrauen zu mir hat, ganz abgesehen von der Hoffnungslosigkeit des Unternehmens!» Er trug die Uniform eines holländischen Generals mit den Abzeichen der Glarner Miliz. Angewidert lehnte er sich in den roten Fauteuil zurück.

Ein anderer Offizier in Uniform, Major Hauser, der mit Paravicini von Glarus gekommen war und die Verhältnisse in Schwyz

nur ungenau kannte, fragte gelassen: «Wie alt ist denn Oberstleutnant von Reding, der Herr Landeshauptmann also?».

«Nicht viel über dreißig!» warf Schuler hin, und Jütz meinte: «Drei- vierunddreißig». Die beiden Herren, angehende Fünfziger, hegten eine gemeinsame Abneigung gegen den Landeshauptmann.

«Und Herr alt Landammann Carl Reding wäre sein Onkel?» fragte Major Hauser weiter.

«Nein, ein entfernter Verwandter. Übrigens ein sehr erfahrener und hochintelligenter Mann. Im Vergleich mit ihm ist Aloys Reding trotz allem noch ein spärlich beschriebenes Blatt. Auf dem Hilfszug nach Bern, im Februar, hat er auch keine Lorbeeren geerntet.»

«Die Leute, die er geführt hat, sollen ihn ja vergöttern, heißt es.»

«Und die Folge ist», rief Landammann Weber, der seine Wanderung unterbrach, laut und bitter, «daß nicht mehr die Regierung, sondern seine Truppe über ihn verfügt. Wir wollten ihn mit einer Delegation nach Bern abordnen, und er war einverstanden, aber seine Truppe ließ ihn nicht ziehen, und das mußten wir schlucken.»

«Und er schluckte es auch», bemerkte Jütz. «Eine mindestens sehr undurchsichtige Haltung!»

«Weiß man, was er nun unternehmen will?» fragte Major Hauser.

«Das weiß er vermutlich selber noch nicht», antwortete Landammann Weber. «Aber bitte, Herr Major Bellmont, Sie kommen aus dem Rathaus, was hat der Kriegsrat beschlossen?»

Alle blickten den Major an, der auf diesen Augenblick gewartet hatte. Er begann seinen sachlichen, knappen Bericht, dem er selber nicht viel Gewicht beizulegen schien, mit der Bemerkung, man habe Herrn Oberst Paravicini an der Sitzung erwartet und seine Abwesenheit bedauert.

Der Oberst zuckte die Achseln.

«Wir haben darüber gesprochen, was für Herren künftig mit beratender Stimme an den Sitzungen teilnehmen könnten», berichtete der Major weiter und nannte ein paar Namen. «Ferner wurde zur Kenntnis genommen, daß Eilboten unterwegs sind, die unsere auswärtigen Verbündeten und unsere Untertanen im äußeren ... Pardon», berichtigte er mit unverändert gelassener Miene, «unsere ehemaligen Untertanen und allerneuesten freien Landleute im äußeren Kanton von den Beschlüssen der Landsgemeinde verständigen und zu raschem Zuzug auffordern sollen...».

Paravicini unterbrach ihn mit der Frage: «Herr Major, haben Sie zufällig meinen Sohn gesehen?».

«Nein, bedauere, Herr Oberst. Ich habe nur gehört, daß auch Herr Hauptmann Paravicini hier eintreffen werde. Der Kriegsrat hat ferner auf den Vorschlag des Herrn Landeshauptmanns beschlossen und auch bereits befohlen, die vernachlässigten Grenzbefestigungen

sofort auszubauen und die Pässe über den Brünig und den Sattel zu sperren.»

«Das hat der Kriegsrat im Ernste befohlen?» fragte alt Landammann Jütz bestürzt.

«Jawohl!» bestätigte der Major und fügte bitter spottend hinzu: «Jetzt warten wir nur noch auf die Approbation dieser Maßnahmen durch das Volk.»

«Vortreffliche Maßnahmen!» rief Jütz und erhob sich voller Unruhe. «Der Löwe wird gereizt, damit er uns auch wirklich überfällt und auffrißt; er könnte sonst, wenn wir ruhig und verständig wären, Nachsicht haben und uns übersehen. Vortrefflich!»

«Wir werden trotz allem mit General Schauenburg weiter verhandeln», erklärte Landammann Weber.

«Und während der Verhandlungen wird er von uns angegriffen», sagte Bellmont.

«Wenigstens das wird der Landeshauptmann doch wohl zu verhindern wissen.»

«Schwer zu sagen! Das Volk will ja sobald wie möglich kämpfen, ha!»

«Sie halten das also für aussichtslos?» fragte der Glarner Major.

«Wer hält es nicht für aussichtslos, der etwas vom Krieg versteht und den Verlauf des bisherigen Krieges verfolgt hat!» rief Major Bellmont und begann, anders als er seinen Bericht erstattet hatte, in einem überzeugteren, lebhafteren Tone nun auch seine persönliche Meinung darzulegen. «Unser Volk weiß ja gar nicht, was in der Welt draußen alles geschehen ist und noch geschieht. Da hockt es auf seiner Scholle und bildet sich ein, noch immer das alte Heldenvolk zu sein. Ach, du mein Gott! In den Schlachten, wie sie heutzutage geschlagen werden, haben ein paar tausend Bauern, Krämer und Handwerker bald ausgespielt; sie meinen, man könne einfach noch immer drauflos gehen und hauen und stechen wie früher — jaha! Sie würden ausmanövriert, bevor sie auch nur zum Schlagen kämen.»

Die beiden Glarner Offiziere erhoben sich und nahmen Abschied, ohne über die heikle Frage ein Wort zu äußern. Auch die übrigen Herren gingen, als letzter alt Landammann Jütz, der unter dem Torbogen einen Augenblick beim Hausherrn zurückblieb. «Du wirst begreifen», sagte er, «daß ich unter diesen Umständen nicht da warte, bis mir die Jakobiner mein Haus plündern und das Fell über die Ohren ziehen. Zum Heldentum fehlt mir leider die Anlage. Ich habe noch in Einsiedeln zu tun, und nachher verschwinde ich. Leb wohl!»

Landammann Weber kehrte in sein Haus zurück und wanderte ruhelos allein durch den Saal. Was ihn an der Landsgemeinde am tiefsten erbittert und was er bis zu diesem Augenblick gewaltsam

unterdrückt hatte, überwältigte ihn jetzt so, daß er ans Schlafen nicht einmal dachte. Die höchste Würde, die der Berufene in diesem ruhmreichen kleinen Lande wie einen Königsmantel empfing und trug, seine Landammannswürde, war heute von der Landsgemeinde selber geschändet worden. Was blieb ihm noch übrig? Er durfte zusehen, wie freche Maulhelden das Volk regierten, und allenfalls versuchen, das Schlimmste von ihm fernzuhalten, um am Ende auch dafür den gemeinsten Undank zu ernten. Er galt nichts mehr, er konnte ebenso gut verschwinden wie Jütz. Oder er konnte dableiben, als Landammann zuletzt die Suppe ausfressen und der Plünderung seines Hauses durch die gereizten Franzosen zuschauen.

«Aber dabei wenigstens sollen sie nicht ganz auf ihre Rechnung kommen!» dachte er empört. Er trat vor das umfangreiche Büfett, öffnete seine Schranktürchen, zog die Schublade heraus und erwog, wie der Schatz an Porzellan, Kristall und Silber, der ihm entgegenschimmerte, zu verpacken und fortzuschaffen wäre. Der Fahrweg über den Sattel an den oberen Zürichsee eignete sich schon nicht mehr, nur der Pragelpaß nach Glarus blieb noch übrig, da brauchte es Träger oder Saumpferde, die man am besten schon morgen mit den wertvollsten Dingen abschickte. Er holte Tücher, Watte, eine Reisetasche, zündete die Kerzen eines Handleuchters an und ging in den Gartensaal hinunter, wo er Wappenscheiben und Glasgemälde von den Fenstern nahm. Vor einem abgeschlossenen Nebengemach streifte ihn der Gedanke, daß auch die unverschämtesten einheimischen Burschen nicht wagen dürften, den Bannerherrn und sein Haus anzutasten, solange darin das Landesbanner aufbewahrt war. Auf Marmorkonsolen standen zwei Vasen und eine Nymphengruppe aus der Manufaktur von Sèvres, die schlug er in Tücher, um sie gleich in den Saal hinaufzutragen, aber dann schien ihm dieses ganze Verfahren zu umständlich. Er wollte den Franz und ein Dienstmädchen rufen und ihnen sagen, seine Frau reise morgen ab, es müsse alles gepackt werden. Die wichtigsten Dinge im oberen Stock wollte er sogleich selber verpacken. Während er hinausging und die Tür offen ließ, traten ihm diese Dinge auch schon vor Augen, die Goldreserve in Louisdor, das Medaillon mit dem Miniaturporträt seines früh verstorbenen einzigen Kindes, der Ring mit dem Saphir, der Elfenbeinfächer mit der Schäferszene, die Perlenhalskette, verschiedene goldene Ketten und Dosen mit Miniaturen, der übrige Schmuck und die Garderobe seiner Frau natürlich, ein paar seltene Bücher, ein paar Kleidungsstücke auch von ihm, Spitzenjabots, Manschetten, die gelbe Brokatweste mit den gestickten blauen Blumen und den Goldknöpfen...

Durch die hintere Haustüre kam Franz, der draußen die Pechflamme gelöscht und seinen Rundgang durch Hof, Garten und Ökonomiegebäude gemacht hatte. Beim Anblick des Hausherrn blieb er

verwundert in der Dunkelheit stehen. Der Landammann bemerkte ihn nicht, er ging hastig durch den Gang und die Treppe hinauf, in der Linken eine vollgestopfte, unverschlossen klaffende Reisetasche, darüber etwas unter den Arm geklemmt, in der erhobenen Rechten einen dreiarmigen Leuchter, dessen Kerzenflämmchen im Luftzug rückwärts flackerten und statt der gewohnten Landammannsmiene ein aus der Fassung geratenes Menschengesicht beleuchteten.

Der Diener blickte ihm betroffen nach.

III.

Der Landeshauptmann Aloys Reding stand in derselben Nacht, bald nachdem er den Ratssaal verlassen hatte, im Haus an der Schmiedgasse vor seinem dreiundsiebzigjährigen Vater und berichtete knapp, aber mit höchster Gewissenhaftigkeit, was im Kriegsrat vorgegangen war. Der gebrechliche Herr, alt Landeshauptmann von Schwyz und vormals kommandierender Oberstleutnant des rühmlich bewährten Regiments Reding in Spanien, zog sich, die mageren Hände um die geschnitzten Löwenköpfe des Stuhles geklammert, im Eifer des Zuhörens wiederholt aus der Rücklehne. Seine Nase, die gekrümmte erbliche Redingnase, sprang zwischen vortretenden Backenknochen hager heraus, und darüber glühte aus eingesunkenen Höhlungen offen die tief besorgte Liebe zu diesem stattlichen Edelmann, dem kraftvoll blühenden Abbild seiner eigenen Jugend, seinem jüngsten Sohne, den er vor vier Jahren aus Spanien heimgerufen hatte und jetzt eine Prüfung auf Leben und Tod antreten sah.

«Wird Oberst Paravicini aber, wenn er sich zurückgesetzt fühlt, seine Glarner deinem Befehl unterstellen?» fragte er.

«Ich will ihm vorschlagen, den Oberbefehl mit mir gemeinsam zu übernehmen. Er könnte mir dann die Schwyzer Bataillone überlassen und alle andern Truppen führen».

«Alle andern Truppen... Weißt du ungefähr, wieviele zu erwarten sind und ob sie auch rechtzeitig eintreffen?»

«Nein. Anfangs April wurde hier, wie du weißt, von Glarus, Zug und den Urkantonen darüber verhandelt. Von St. Gallen, Appenzell, Sargans, aus dem Toggenburg und Rheintal waren Vertreter hier, aber man hat sie von den Beratungen ausgeschlossen, und sie waren sehr verstimmt. Es ist unverzeihlich, wie wenig dabei erreicht wurde».

«Dann kannst du mit einem Zuzug aus der Ostschweiz nicht sicher rechnen. Und auf unseren Landrat kannst du dich also auch nicht verlassen?»

«Nein. Die Mehrheit des Landrats hat sich für die Kapitulation ausgesprochen».

«Und du konntest nichts dagegen tun?»

«Ich bin nicht im Landrat, Vater».

«Wieso nicht? Als Landeshauptmann hast du Sitz und Stimme im Rat».

«Das hat man in meinem Fall hintertrieben».

Der alte Herr, der es gewußt, aber vergessen hatte, fragte ent-rüstet, wie das möglich gewesen sei. Er war voller Erinnerungen und besaß noch immer ein klares Urteil, doch ungefähr seit seinem siebzigsten Jahre behielt er nicht mehr alles im Gedächtnis. Aloys Reding rechnete damit und wiederholte ohne die geringste Ungeduld, was der Vater zu wissen wünschte. Er nannte unter den Herren, die ihm nicht wohlgesinnt waren, den Landammann Weber, die alt Landammänner Schuler und Jütz, und fuhr fort: «Vor drei Jahren wollten Jütz und Schuler den neuen Vertrag mit Spanien auf die lange Bank schieben. Ich habe an der Landsgemeinde gegen sie gesprochen, und der Vertrag wurde in der Abstimmung gutgeheißen. Das können sie mir offenbar noch heute nicht verzeihen».

«Ja, da hast du sie in ihrem Prestige getroffen. Weber war aber früher nicht so übel. Einmal, du warst noch in Spanien, hat er an der Landsgemeinde vorgeschlagen, für dringend notwendige militärische Verbesserungen zwanzigtausend Gulden aufzuwenden. Ein gefährlicher Vorschlag, es brauchte Mut dazu. Der Landesschatz wurde gehütet wie das Allerheiligste, niemand durfte ihn antasten, es war bei Verlust von Ehr und Leben verboten, auch nur davon zu reden... Aber wie ist das nun, die Regierung will kapitulieren und das Volk nicht? Wie soll denn das zugehen?»

«Vorläufig geht noch alles durcheinander. Für mich ist diese Lage sehr unerfreulich, und die Truppe wird argwöhnisch».

«Das ist zu begreifen. Aber auf die Truppe wirst du dich doch wenigstens verlassen können?»

«Auf die altfreien Schwyzer aus dem inneren Lande, ja. Noch nicht ganz sicher bin ich, wie sich die Beisaßen und Neufreien halten werden. Sie haben etwas zu heftig nach Freiheit und Gleichheit geschrien, viele sind noch sehr für das revolutionäre Frankreich eingenommen und voller Mißtrauen gegen uns. Auch gibt es hier Leute, die so nachgiebig gesinnt sind wie der Landrat und jeden Widerstand für sinnlos halten; andere flüstern gefährliche Gerüchte herum und machen das Volk konfus».

Er verstummte, und der Vater sah äußerst nachdenklich aus. Die Frage, was man mit mangelhaft bewaffneten uneinigigen Truppen unter so vielen zweifelhaften Umständen gegen eine kriegsgewohnte französische Armee denn eigentlich erreichen könne, lag dem alten Herrn im Blick und auf den Lippen; sie wurde aber nicht gestellt.

«Man hört sonderbare Meinungen», fuhr Aloys Reding darauf

fort. «Zum Beispiel wird behauptet, die Schwyzer Herren und Aristokraten seien nicht zuverlässig, weil sie immer in französischem Sold gestanden hätten. Als ob es keine Revolution und keine Schweizergarde gegeben hätte!» Sowie er das gesagt hatte, bereute er es auch schon; er sah, wie der Vater fast unmerklich Stirn und Augen senkte, und erkannte gleich, daß dieser kummervoll zerstreute Blick nicht mehr ihm galt, sondern seinem Bruder Rudolf, der als Hauptmann der Schweizergarde bei der Verteidigung der Tuilerien eine schwere Wunde empfangen und im Gefängnis der Abbaye einen gräßlichen Tod erlitten hatte. Er beeilte sich, darüber hinwegzukommen, und begann nun endlich auch zu rühmen, was zu rühmen war: «Aber abgesehen von allen unsicheren Leuten und auch von den Ratsherren, die nachgeben möchten oder vor lauter Überlegung lahmen — unsere Bauern und Soldaten sind wirklich bereit, für das Vaterland, die Freiheit, den Glauben zu kämpfen und zu sterben. Daß eine Großmacht schamlos genug ist, unter lügnerischen Vorwänden ein friedliches kleines Land zu überfallen, das erfüllt sie mit einer ungeheuren Wut. Den General Schauenburg und besonders den Pariser Kommissär Lecarlier würden sie dafür am liebsten zu Hudeln und Fetzen zerreißen. Mit einer solchen Mannschaft könnte man alles wagen, wenn sie nur noch etwas besser gerüstet und ausgebildet wäre. Ich habe getan, was ich konnte, aber wir müßten ein stärkeres Cadre haben, mehr Scharfschützen, einen geregelten Nachschub und, alles in allem, mehr soldatische Zuverlässigkeit. Zuverlässig und diszipliniert sind im Grunde nur die Leute, die ich selber ausgebildet und schon geführt habe. Die würden für mich...». Er wollte sagen «durchs Feuer gehen», aber das klang nach Selbstlob, und er sagte: «Ich darf als ihr Vorgesetzter alles von ihnen verlangen, was man von Soldaten verlangen kann». Er wußte, daß sie auf seinen Befehl sogar kapitulierend die Waffen niederlegen würden, wenn auch schwer enttäuscht, und daß somit er in diesem waghalsigen Kriege das entscheidende Wort zu sagen und die Verantwortung dafür zu tragen hatte.

Der Vater stand mühsam auf, ließ sich stützen und schrieb dem Sohn das Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Brust. «Schlaf wohl, mein Lieber!» sagte er bewegt. «Und bitte sieh nach, ob Madeleine noch da ist!»

Aloys Reding ging in ein Schlafzimmer hinüber, öffnete die nur angelehnte Tür, die einen Lichtschimmer durchließ, und trat ein. Im Hintergrund stand, leicht über eine Wiege gebeugt, seine älteste Schwester Madeleine; mit dem Finger am Mund um Schweigen bittend, blickte sie ihm besorgt entgegen, während ihre Rechte die Wiege noch leise schaukelte. Er trat hinzu, erkannte im schwachen Lichtschein das winzige rote Gesichtchen seines Kindes,

eines Mädchens, das am Einschlafen war, und deutete der Schwester mit einer Kopfbewegung an, daß der Vater drüben auf sie warte. Sie stellte das Schaukeln behutsam ein und ging nach einem letzten forschenden Blick auf das Kind lautlos hinüber.

Aloys Reding blieb an der Wiege stehen, im Zimmer, das er vor Jahresfrist mit seiner blühenden jungen Frau bezogen und inzwischen erschüttert wieder verlassen hatte, weil die innig Geliebte hier wenige Wochen nach der Geburt des Mädchens an den Folgen der schweren Entbindung gestorben war. Seither hatte er hier in manchem einsamen Augenblick umsonst nach dem Sinn gefragt, der darin liegen konnte. Mit seiner doppelten Begabung zu einem frischen, freudigen Leben und zu jeder tieferen Empfindung war er jahrelang schon in Spanien und nun auch daheim zwischen Jubel und Jammer hin und her getaumelt; dieser letzte wuchtige Blitzschlag aus dem blauesten Himmel hatte ihn fast zur Verzweiflung gebracht — und ihm doch den Glauben nicht genommen, daß ohne den Willen Gottes kein Spatz vom Dache fällt. In diesem Augenblick endlich mußte er annehmen, daß die Hand der Vorsehung ihn gelenkt, durch Schläge hart geschmiedet und für die Aufgabe vorbereitet hatte, vor der er jetzt stand. Alles, was er geworden war, was er empfand und dachte, machte ihn zu dieser scheinbar so hoffnungslosen Aufgabe tauglich, und er sah keinen andern, der sie hätte übernehmen können oder wollen.

Er ging in sein eigenes Zimmer und bedachte noch flüchtig sein unerquickliches Verhältnis zu den Landräten, die das Volk nur mit einem boshafte Unterton Herren nannte und nicht mehr als seine wahren Vertreter gelten ließ. Wie kam es, daß er als Herr auf der Seite des kampfwilligen Volkes stand? Er konnte es nicht sehr genau sagen, doch spürte er eine herzliche Zugehörigkeit, die unter die Vorrechte und Vorzüge seines Standes tief in den bedrohten Wurzelgrund des Volkes hinabreichte, wo eine elementare Abwehrkraft erwachte. Damit stand seine Überzeugung im Einklang, daß es nicht mehr darum gehen konnte, sich auf eine möglichst schonende Art aus der Schlinge zu ziehen, sondern nur noch darum, die Ehre zu wahren.